Predigt über Joh 3,22-23 und 26-30

Johanniskirche Würzburg, 30. Juni 2013

(Prof. Dr. Wilfried Härle)

Liebe Gemeinde,

unser Bild von dem Verhältnis, das zwischen der Wirksamkeit Johannes des Täufers und dem Wirken Jesu Christi bestand, ist nicht falsch, aber ergänzungsbedürftig. Wir sehen im Täufer fast nur den Vorläufer Jesu und gehen im Allgemeinen davon aus, dass seine Jünger nach dem Auftreten Jesu zu ihm überwechselten und dass die Wirksamkeit des Täufers mit seiner Gefangennahme und Hinrichtung ihr Ende fand. Aber dazu passt schon nicht der Bericht aus Apostelgeschichte 19,1-7, dass Paulus auf seiner Missionsreise in Ephesus auf eine Gemeinde stieß, die nur die Taufe des Johannes kannte und noch nie etwas von der Gabe des Heiligen Geistes gehört hatte. Johannes hat offenbar weitergewirkt. Und wer eine aktuelle Statistik der Weltreligionen betrachtet, stößt dort auf die Mandäer, eine vor allem im Iraq existierende Religionsgemeinschaft mit ca. 60.000 bis 80.000 Mitgliedern, die sich auch heute noch als Jünger Johannes des Täufers verstehen und dessen Bußtaufe praktizieren. Das Wirken des Täufers ist also bis heute noch nicht an sein Ende gekommen.

Auch schon den Evangelien können wir entnehmen, dass es zwischen den Anhängern Johannes des Täufers und den Anhängern Jesu nicht nur einen friedlichen Übergang, sondern auch Rivalitäten und Konflikte gab. Etwas davon spiegelt auch unser heutiger Predigttext zum Johannistag wider:

Johannes 3,20-23 und 26-30.

Aus diesem Text wird auch erkennbar, was der Auslöser für diese Auseinandersetzungen war: Beide, Johannes und Jesus, taufen, aber der Täufer hat damit begonnen, und Jesus kam erst später. Und beide sind mit ihren Taufen offenbar erfolgreich. Von Johannes heißt es: „sie kamen und ließen sich taufen“. Und von Jesus heißt es sogar: „er tauft, und jedermann kommt zu ihm“. So erzählen es jedenfalls die Jünger des Täufers ihrem Meister, und gerade an der Übertreibung („jedermann kommt“) merkt man, dass damit auch Konkurrenzneid geschürt werden soll. Wer ist erfolgreicher: der Täufer, der zuerst kam und dessen Markenzeichen die Taufe im Jordan war, oder Jesus, der erst später auftrat und den Taufritus übernahm? Damit ist eine Rivalität angesagt, wie wir sie aus vielen Lebenszusammenhängen – auch innerhalb der Kirchen – kennen, und die jeweiligen Anhänger und Sympathisanten verstärken sie häufig noch. Man möchte schließlich zur erfolgreicheren Seite gehören.

Und wenn wir dann noch das heranziehen, was wir aus dem Lukasevangelium (1,36) erfahren, dass nämlich die Mütter der beiden, Elisabeth und Maria miteinander verwandt waren, dann haben wir alle erforderlichen Bestandteile für einen ordentlichen Konflikt oder sogar für ein Familiendrama beisammen.

Aber Johannes spielt da nicht mit. Er macht weder irgendwelche Erstlingsansprüche geltend, noch empört er sich über den, der später kam, der ihm alles nachmacht und ihm dabei den Rang abläuft. Johannes wirkt erstaunlich gelassen und souverän. Erklärt sich das aus seinem sanftmütigen, duldsamen Naturell?

Nach allem, was wir von ihm wissen, war er weder duldsam, noch besonders sanftmütig, kein „Weichei“, wie man heute zu sagen pflegt. Als die Bevölkerung von Jerusalem zu ihm kommt, um sich taufen zu lassen, begrüßt er sie nicht wie ein freundlicher Pfarrer, der sich darüber freut, dass so viele gekommen sind, sondern er beschimpft die Menschen als „Ottergezücht“ bzw. als „Schlangenbrut“ (Lukas 3,7), die erst einmal rechtschaffenen Buße tun sollen, bevor sie eine Chance haben, dem drohend bevorstehenden Gericht Gottes zu entgehen. Und dem König Herodes sagt er ins Angesicht, was er davon hält, dass der seinem Bruder die Frau Herodias ausgespannt und sich genommen hat: „Es ist nicht recht, dass du die Frau dei-

nes Bruders hast“ (Markus 6,18). Und das hat den Täufer dann bekanntlich ja sogar den Kopf gekostet. Die Szene mit dem verführerischen Tanz der Salome ist in bildlicher und musikalischer Form vielfach dargestellt worden. Dieser Tanz veranlasst den König, seiner Stieftochter leichtfertig ein Geschenk bis zur Hälfte seines Königreichs zu versprechen, und dann wünscht sich Salome auf den Rat ihrer Mutter hin den Kopf des Täufers, und sie bekommt ihn auch. Und so endet Johannes als Märtyrer im Gefängnis des Herodes. Nein, an Mut und Konfliktbereitschaft hat es dem Täufer wahrlich nicht gefehlt, aber mit Jesus rivalisiert und konkurriert er nicht. Warum tut er das nicht?

Johannes selbst hat vier Antworten auf diese Frage gegeben, die alle untereinander zusammenhängen:

- Seine erste Antwort heißt: „Ein Mensch kann nichts nehmen, wenn es ihm nicht vom Himmel gegeben ist“ (V.27). Damit anerkennt er, dass es sich bei dem, was ihm und was Jesus als Auftrag, als Fähigkeit, als Erfolg gegeben ist, um – ganz unterschiedliche – Gaben Gottes handelt. Wenn wir unsere Fähigkeiten so betrachten, können wir mit den Unterschieden besser umgehen, als wenn wir sie uns selbst – als unsere Leistungen und Verdienste - zuschreiben.
- Die zweite Antwort des Täufers lautet: Ich taufe mit Wasser als Zeichen der Buße, er aber tauft mit dem heiligen Geist (Johannes 1,26 und 33). Und das ist ein grundlegender Unterschied. Zwar taufen auch Jesus und seine Jünger mit Wasser, aber sie geben mit ihrer Taufe zugleich etwas, was der Täufer offenbar nicht geben kann: den Geist Gottes, durch den ein Mensch zum Kind Gottes wird und an Gott selbst Anteil bekommt.
- Die dritte Antwort des Täufers begründet, warum Jesus das kann, was dem Täufer nicht möglich ist: Jesus ist der Christus, also der Messias. Der Täufer ist nicht der Christus, sondern nur sein Wegbereiter (V. 28), und damit unterscheidet er sich von dem, auf dessen Kommen er vorbereitet. Und er fügt dafür noch ein besonders schönes, anrührendes Bild an: Er vergleicht Jesus mit dem Bräutigam, der die Braut hat, und sich – nicht mit dem unterlegenen Rivalen um die Braut, sondern – mit dem Freund des Bräutigams, der dabei steht und sich mit ihm freut (V. 29).
- Und dann gibt Johannes noch eine vierte, die tiefste Antwort: „Wer von der Erde ist, der ... redet von der Erde. Der vom Himmel kommt, der ist über allen“ (V. 31). Damit verweist der Täufer auf den unterschiedlichen Ursprung, die unterschiedliche Herkunft des Gottessohnes Jesus und des Priestersohnes Johannes, der zwar auch einen göttlichen Auftrag hat, aber nicht den Auftrag, als der Sohn Gottes Wesen in dieser Welt zu verkörpern.

Wenn man diese vier Antworten des Täufers gehört hat und auf sich wirken lässt, dann überrascht es nicht, welche Folgerung Johannes daraus zieht. Er sagt: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen“ (V. 30).

Viele von uns kennen vermutlich die eindrucksvollen Bilder des Isenheimer Altars im Elsassischen Colmar, die Matthias Grünewaldt gemalt hat. Und wer einmal auf diesen Altarbildern Johannes den Täufer mit seinem überdimensionierten Zeigefinger gesehen hat, der auf den Gekreuzigten verweist, der wird dieses Bild und die (auf Lateinisch) dazu geschriebenen Worte nicht mehr vergessen: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen“. Das ist ein beeindruckender Satz, der sich nicht von selbst versteht.

Gewiss, es kommt auch bei uns gelegentlich, bei manchen sogar häufig vor, dass wir sagen: „Ich muss abnehmen“, aber dann orientieren wir uns an unserem derzeitigen Körpergewicht oder -umfang und vergleichen ihn mit unserer Wunschvorstellung oder unserem Idealgewicht. Aber damit meinen wir ja nicht, dass wir an Bedeutung im Vergleich zu ei-

nem anderen abnehmen oder zurücktreten sollten und wollen. Das fällt den allermeisten Menschen ausgesprochen schwer.

Aber gerade das ist ja die besondere Botschaft dieses Mannes und dieses Johannistages, mitten im Jahr, am längsten Tag, an dem Datum, von dem ab die Tage kürzer werden. Und am Ende dieser Phase der immer kürzer werdenden Tage und der immer länger werdenden Nächte feiern wir dann Weihnachten, das Fest der Geburt Jesu, von dem Dieter Trautwein gedichtet hat: „Weil Gott in tiefster Nacht erschienen, kann unsre Nacht nicht traurig – und nicht endlos – sein“ (Evangelisches Gesangbuch 56). Vom längsten, hellsten Tag geht es hinab bis zur längsten, dunkelsten Nacht. Und dort erst findet das Christfest statt, das Fest der Geburt des Messias, und von da ab nimmt dann das Licht wieder zu. Jesus Christus steht für diesen Aufstieg. Johannes der Täufer steht für den Abstieg, für das, was abnehmen muss, weil es an sein begrenztes Ziel gekommen ist.

Macht er sich damit nicht zu klein? Oder ist das gar einer der Fälle, über die Friedrich Nietzsche gespöttelt hat: „Wer sich selbst erniedrigt, der will erhöht werden“. Von solcher falschen Bescheidenheit vermag ich in den neutestamentlichen Berichten über den Täufer nicht die kleinste Spur wahrzunehmen. Aber ich sehe auch nicht, dass der Täufer sich damit in unangemessener Weise klein macht. Im Gegenteil: Er weiß, dass er zwar von Gott zu einem ganz wichtigen Amt und Dienst berufen ist, der Vorläufer und Wegbereiter des Messias zu sein. Aber er weiß auch, dass er nicht selbst der von Gott kommende und gesandte Messias ist. Das weiß er nicht nur, das anerkennt er auch. Und er erliegt nicht der Versuchung, selbst der Messias sein oder den Messias spielen zu wollen, sondern er tut das, was er kann und was ihm aufgetragen ist.

Wer das für selbstverständlich hält, kennt – glaube ich – uns Menschen im Allgemeinen und kennt auch vielleicht sich selbst im Besonderen nicht sehr gut. Es gibt in uns ein Bedürfnis, einen Drang nach Geltung und Anerkennung, der umso größer wird, je weniger er gestillt und befriedigt wird. Und darum sind die meisten Menschen (auch in der Kirche!) nicht frei von Geltungssucht und Großmannssucht. Dass uns das füreinander nicht angenehmer und sympathischer macht, wissen wir wahrscheinlich, weil wir es ja an anderen immer wieder unangenehm erleben. Und vielleicht wissen wir es sogar von uns selbst und leiden darunter. Damit ist es noch nicht überwunden, aber immerhin: ein Anfang ist damit gemacht.

Bei Johannes dem Täufer, so wie wir ihn aus den neutestamentlichen Berichten kennenlernen, ist nicht nur ein Anfang gemacht. Er hat in der Begegnung mit Jesus Christus sein Maß gefunden und angenommen. Deshalb muss er mit dem Messias nicht rivalisieren und muss er nicht selbst den Bräutigam spielen, der er nicht ist, sondern kann sich als Freund mit dem Bräutigam freuen. Er hat in der Begegnung mit dem, in dem Gott Mensch geworden und uns als Mensch nahe gekommen ist, für sich seinen Auftrag als Wegbereiter und Vorläufer gefunden und angenommen. Für uns würde das heißen, dass wir in der Begegnung mit Jesus Christus unseren Platz und unsere Aufgabe als Zeugen Jesu Christi finden und annehmen können.

Die Gestalt des Täufers wird mir in dieser Hinsicht immer beeindruckender, je öfter ich mich mit ihr beschäftige. Und gerade das macht sogar die Größe und die bleibende Bedeutung des Täufers auch für uns Christen aus, dass er zwar zum Alten Bund gehört, der auf das Kommen Jesu vorbereiten, es aber nicht vorwegnehmen kann und will. Aber in diesem alten Bund gehört er, wie Jesus einmal gesagt hat (Matthäus 11,11), zu den Größten. Und deshalb können und wollen wir uns an einem Tag wie heute sogar mit großem Respekt vor Johannes dem Täufer verbeugen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre auch unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus.